Beipackzettel

„Stellt euch vor, wenn wir die sind, die im tiefsten Herzen wissen, dass wir bankrott sind. Dass Erde, Klima, Überbevölkerung, Überschreitung, dass DAS GANZE vor dem Zusammenbruch steht und dass es nichts hilft, nach Wachstum zu schreien. Stellt euch vor, wenn wir die sind, die das wissen. Stellt euch vor, wenn wir die sind, die sagen, wir wollen nicht mehr. Wir können nicht mehr. Wir wollen eine andere Erzählung, eine andere Geschichte – ein Märchen, an das wir alle glauben können."

„Träume werden Wirklichkeit" von Christian Lollike

Empathie ist nicht genug

MIT „ZÄHNE ZEIGEN" WURDE SIE BERÜHMT, DOCH IHRE NEUESTEN ESSAYS ZEIGEN EINE ANDERE, ZWEIFELNDE ZADIE SMITH. DIE BRITISCHE AUTORIN ÜBER BÜRGERLICHE HEUCHELEI UND DAS FATALE WELLNESSPROGRAMM DER LITERATUR.

Wenn ich Beethoven höre, spüre ich Wirklichkeit. Aber es ist heutzutage sehr schwer, die Realität zu erspüren, weil es in unserer Gesellschaft endlos viele Möglichkeiten gibt, ihr zu entfliehen. Das zentrale Problem meiner Generation ist etwa, dass sie sich nicht bewusst macht, dass man eines Tages sterben wird, und sie ihr Leben entsprechend führt. Mein Bauchgefühl sagt mir, dass dies mit der endlosen Replikation der Bilder zu tun hat, zwischen denen wir leben.
Wir leben in einer Art Märchenwelt, in der das Fernsehen von Kindheit an unser Frauen- und Männerbild konstruiert, unsere Vorstellungen vom Osten und vom Westen, weiß und schwarz. Ich war schockiert, als meine fünfjährige Tochter vor einem Poster mit Rappern stehen blieb und fragte: „Wer sind all diese Bösen? "Ich dachte: „Wow. Ihre Mutter ist schwarz, ihre Onkel sind schwarz, ihre Grossmutter ist schwarz, aber wenn meine Tochter ein Poster mit schwarzen Männern betrachtet, findet sie sie böse." In solchen Momenten begreift man, wie die Konstruktion von Wirklichkeit in unserer Gesellschaft funktioniert. Manchmal sagt meine Tochter Sätze wie: „Oh, mein Herz ist voller Schmerz, aber eines Tages werde ich das Licht erblicken." Und ich frage mich: „Wer wäre meine Tochter, wenn sie nicht mit diesen Disney-Narrativen aufwachsen würde, die scheinbar die Realität ausmachen und dazu führen, dass der Einzelne irgendwann glaubt, etwas stimme nicht mit ihm, weil er nicht den Bildern dieser Scheinwelt entspricht?"

Tages-Anzeiger Freitag, 29.05.2015, S. 25 (Schweiz)

Eine philosophisch-pädagogische Streitschrift

Werdet endlich erwachsen!

Die amerikanische Philosophin Susan Neiman plädiert in einem neuen Buch für einen reiferen Umgang mit einer Welt, die nicht so ist, wie sie sein sollte.

Betrachtet man die Lebensläufe islamistischer Terroristen, fällt auf: Fast alle von ihnen sind in der westlichen Kultur verwurzelt und aufgewachsen. Für Susan Neiman ist das kein Zufall, sondern ein Beleg für das defizitäre Sinnangebot, das der Westen Heranwachsenden mache - letztlich habe die westliche Welt, wie sie sich heute darstelle, an Werten wenig mehr zu bieten als das "Go shopping", mit dem George W. Bush nach dem 11. September 2001 an seine Landsleute appellierte, behauptet die amerikanische Philosophin in ihrem neuen Buch „Warum erwachsen werden?". „Solange nicht klar ist", so Neiman, „ob Erwachsenwerden mehr bedeutet, als die eigene Spielzeugsammlung zu vergrössen, werden Jugendliche den einfachsten verfügbaren Ersatz suchen."

„Spielzeug", das sind für Susan Neiman all jene Technik-Gadgets, mit denen sich heute viele Menschen lieber beschäftigten als mit sogenannten „kindischen Träumen" wie dem von einer „gerechteren und humaneren Welt": für Neiman eine für unsere Zeit typische „perfide Verkehrung, die uns dauerhaft verwirrt". In einer vom Konsumismus infantilisierten, vom Jugendlichkeitswahn beherrschten Gesellschaft stehe es schlecht um das Ideal des Erwachsenwerdens, auch deshalb, weil die „herrschenden Eliten" gar kein Interesse an wirklich „erwachsenen" Bürgern hätten. Das zeige der Erfolg von Politikerinnen wie Angela Merkel mit ihrer „Mutti kümmert sich um alles"-Botschaft ebenso wie der durch Edward Snowden aufgedeckte Überwachungsfuror der Geheimdienste: "Das Streben des Staates nach Kontrolle und unser Streben nach Bequemlichkeit bringen im Verbund Gesellschaften hervor, in denen es weniger Konflikte gibt, nur sind es Gesellschaften ohne mündige Bürger."

Eine Gesellschaft von mündigen Bürgern - davon träumten schon die Aufklärer. Und tatsächlich ist für Susan Neiman Immanuel Kant noch immer erheblich wichtiger als Steve Jobs. Schon in ihrem letzten Buch, „Moralische Klarheit" (2010), einer Abrechnung mit der Politik der Bush-Regierung, hat die Direktorin am Potsdamer Einstein-Forum dafür plädiert, sich wieder auf die Werte und Ideen der Aufklärung zu besinnen. Für sie führt die modische Ablehnung der Aufklärung nur „zu vormoderner Nostalgie oder zu postmodernem Misstrauen". Angesichts der noch immer verbreiteten Unmündigkeit sei Kants Motto „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!" unverändert aktuell und die Frage der Erziehung wichtiger denn je.

Doch kann uns die Pädagogik des 18. Jahrhunderts wirklich noch helfen? Waren es nicht die Aufklärer, die vor Lesesucht oder Onanie warnten und deren „Sapere aude!" sich selbstverständlich vor allem an den männlichen Bürger richtete? Neiman weist selbst auf einige naheliegende Einwände hin:
Rousseau etwa, der über die Frage der Erziehung als philosophisches Problem nachdachte, gab seine eigenen Kinder ins Waisenhaus. Und Kant träumte angesichts des desolaten staatlichen Schulsystems seiner Zeit von privaten Bildungseinrichtungen - dass diese heute von Unternehmen gesponsert und mitunter für die Vermarktung von deren Produkten missbraucht werden, hätte er sich nicht träumen lassen.

Dennoch können wir von Kant und Co. etwas Entscheidendes lernen, glaubt Susan Neiman: nämlich, wie man auf „erwachsene" Weise mit dem Umstand umgeht, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte. Oder, aus Erziehersicht, wie man Kinder auf eine solche Welt vorbereitet. Wie reagiert man etwa als Eltemteil, wenn das eigene Kind erstmals erleben musste, ungerecht behandelt worden zu sein, in der Schule beispielsweise? Teilt man einfach nur die kindliche Empörung, oder antwortet man darauf mit einem resignierten „Die Welt ist halt so"?

Weder - noch, denn Neimans Modell des Erwachsenwerdens verlangt den schwierigen Balanceakt: zwischen naivem Idealismus einerseits und desillusioniertem Zynismus andererseits. Oder besser gesagt: Es will beide Extreme auf fruchtbare Weise verbinden - ähnlich, wie einst Kant in seiner Erkenntnistheorie Dogmatismus und Skeptizismus zusammenführte. Vor allem in der Auseinandersetzung mit Rousseaus „Emile", Kants Kritik der reinen Vernunft, der Stoa und Hannah Arendt entwickelt Neiman ihr Modell, das sie als ein „subversives Ideal" bezeichnet. Erwachsensein hiesse demnach: Gleichermassen ernüchtert wie „nicht-resignativ" zu sein - eine engagierte Haltung, die die Grenzen der Realität zwar sieht, aber vor allem als Ansporn nimmt mitzuhelfen, das Sollen und das Sein zusammenzubringen: „Erwachsenwerden verlangt, sich der Kluft zwischen beidem zu stellen, ohne eines davon aufzugeben."

So weit, so gut, aber wie wird man nun erwachsen? Hier nun wird es leider ein wenig banal und teilweise auch verzopft. Viel lesen, vor allem die kanonischen Klassiker empfiehlt Neiman, und sich eine möglichst sinnvolle Tätigkeit suchen, und zwar am besten im Ausland, weil nichts so bewusstseinserweiternd sei wie die intensive Begegnung mit einer fremden Kultur. Immerhin räumt Neiman selbst ein, dass in einer Zeit, in der die Jugendarbeitslosigkeit in Europa mehr als zwanzig Prozent beträgt, die Kluft zwischen Sein und Sollen besonders groß ist. Auf ihrer Empfehlungsliste sucht man - wenig überraschend - vergebens den Rat, auch in späteren Jahren möglichst oft zu spielen. Dabei ist von Edward Snowden bekannt, dass er seine moralische Haltung, sein eigenes Schicksal dem gesellschaftlichen Wohl unterzuordnen, beim Spielen von Computerspielen entwickelt hat. Worüber sich wiederum ein anderer Kantianer, Schiller nämlich, gar nicht gewundert hätte.

Neue Züricher Zeitung, 23.04.2015, S. 46, Nr. 93
Susan Neiman: Warum erwachsen werden? Eine philosophische Ermutigung. Aus dem Englischen von Michael Bischoff. Hanser, Berlin 2015. 242 S., Fr. 28,90.

Hoffnung muss sterben

Hoffen tun wir alle – und manchmal viel zu viel, meint der Psychologe, Therapeut und Autor Arnold Retzer. Er plädiert stattdessen für eine „resignative Reife".

Der Psychologe und Autor Arnold Retzer hat sich ausführlich mit der Hoffnung beschäftigt – und versucht sie uns zu nehmen. Hoffen sei eigentlich in Ordnung, meint er. Doch oftmals stellt sich Hoffnung nicht als realitätstauglich heraus. Und dennoch werde an ihr festgehalten. „Blödheit, Dummheit, das Ignorieren von Informationen, Schönfärberei" und das Abstellen jeder Vernunft sei eine gute Möglichkeit, auf Dauer weiter zu hoffen, meint Retzer.

„Die Hoffnung ist eine notwendige pubertäre Glaubensvorstellung unaufgeklärten Größenwahns", sagt er. Behalte man sie wider aller Erfahrung bis ins hohe Alter aufrecht, habe man ein ernstes Problem. Retzer empfiehlt eine „resignative Reife" als Lebenshaltung. Im Grunde reiche es, „auf die Anstrengung zu verzichten, dumm zu bleiben". Wer jahrzehntelang darauf hofft, dass der Partner sich doch noch ändert, macht nach Retzers Logik einen schweren Fehler. Erst das Aufgeben dieser Hoffnung führe zu mehr Lebensqualität.

Das Gespräch im Wortlaut:

Nana Brink: Das kennen Sie bestimmt, das Sprichwort: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Das ist ja einer dieser Sprüche, die man schon als Kind hört und den man, als hätte er sich irgendwie eingebrannt, auch schon bestimmt mal seinen Kindern weitergegeben hat.
Es ist aber auch so etwas wie eine, kann man sagen, universelle Redensart. Uwe Seeler führt den Spruch gern im Munde, wenn es etwa um die Chancen seines HSV geht. Der Rapper Bushido – ist ja nicht gerade ein romantisches Seelchen – hat ein Lied darüber geschrieben, und in der aktuellen Griechenland-Krise hat dieses Stichwort Schlagzeilen gefüllt. Hoffnung als Lebensprinzip.
Heute Abend nun beginnt eine ARD-Sendereihe zu diesem Thema, wie die Deutschen daran glauben, an das Prinzip Hoffnung. Und mitten in all unser positives Denken hinein platzt da nun der Heidelberger Psychologe und Therapeut Arnold Retzer. Der hat ein Buch geschrieben: „Miese Stimmung. Eine Streitschrift gegen positives Denken." Ich grüße Sie, Herr Retzer!

Arnold Retzer: Ich grüße Sie!

Brink: Jetzt war ich gerade noch so hoffnungsvoll, bis ich dann gelesen habe in Ihrem Buch: „Hoffnung erzeugt eine Binnenrationalität der Hoffenden, die man auch Blödheit nennen könnte." Kurz gefasst: Bin ich doof, wenn ich hoffe?

Nicht jeder, der hofft, ist prinzipiell blöd

Retzer: Prinzipiell nicht. Außerdem kenne ich Sie ja nicht so gut, insofern will ich eines endgültigen Urteils mich da auch eher zurückhalten. Ich glaube auch nicht, jeder, der hofft, ist prinzipiell blöd. Aber man muss sich natürlich schon die Frage stellen, wie man Hoffnung auf Dauer stellt bzw. wie man es schafft, eventuell wider Lebenserfahrung weiter zu hoffen.
Und da ist möglicherweise Blödheit, Dummheit, das Ignorieren von Informationen, Schönfärberei, kurz, das Abstellen der Vernunft eine gute Möglichkeit, auf Dauer weiter zu hoffen, obwohl das Leben ständig sein Veto gegen diese Hoffnungsillusionen einlegt.

Brink: Habe ich Sie denn richtig verstanden, dass, wer hofft, dann nicht mehr seine Rationalität bemüht?

Retzer: Nicht prinzipiell. Man kann schon hoffen, das ist ja auch in Ordnung. Aber wenn sich die Hoffnung nicht als realitätstauglich herausstellt, also wenn zum Beispiel man auf ein bestimmtes Ding hin, auf eine bestimmte Erwartung hin hofft und es stellt sich nicht ein oder die Nebenwirkungen sind so negativ, dann stellt sich die Frage, ob Hoffen wirklich vernünftig ist.
Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Die Hoffnung ist ja ein seltsames Phänomen eigentlich, und das macht sie auf der einen Seite möglicherweise so attraktiv, auf der anderen Seite möglicherweise auch so gefährlich, wenn man so will.
Die Hoffnung vermindert sich ja nicht durch ihre Enttäuschung, sondern sie vermehrt sich durch ihre Enttäuschung, also sie scheint so etwas wie eine Energie zu sein, die sich durch Verbrauch vermehrt.
Das weiß übrigens jeder Glücksspieler. Der Roulette-Spieler, der beim Roulette im Casino auf eine Zahl oder eine Farbe setzt, und diese Zahl und die Farbe kommt nicht, der geht davon aus, dass er beim nächsten Mal dran ist, dass heißt, dass die Wahrscheinlichkeit sich erhöht. Und das nährt seine Hoffnung, dass das Verlieren die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens höher macht. Und dadurch wird die Hoffnung zu einer Möglichkeit, sich bankrott zu hoffen, weil sich die Hoffnung immer mehr steigert und sogar durch die Enttäuschung nicht kleiner, sondern größer wird.

Brink: Das heißt, ich muss also irgendwie den Punkt abpassen, in dem Hoffnung nicht mehr hilft und ich zweifeln muss. Ist das die Therapie?

Retzer: Na ja, also das klingt sehr anstrengend.

Brink: In der Tat. Es reicht, auf die Anstrengung zu verzichten, dumm zu bleiben

Retzer: Es reicht eigentlich, auf die Anstrengung zu verzichten, dumm zu bleiben. Es soll ja auch, neben diesem Spruch, den Sie eben gesagt haben, „Die Hoffnung stirbt zuletzt", es soll ja auch den Spruch geben: „Aus Erfahrung kann man lernen." Es ist schon ziemlich anstrengend, wenn man aus Erfahrung es vermeidet zu lernen.
Wenn die Erfahrungen, zum Beispiel der Verlust beim Roulette, dagegen sprechen, dass man sich hoffnungsvoll sozusagen in den Bankrott hinein begibt, dann genügt es eigentlich, die Erfahrung zur Kenntnis zu nehmen und nicht über sie hinwegzugehen. Und das scheint mir das wichtigste Mittel gegen diese illusionäre und möglicherweise destruktive Hoffnung zu sein.

Brink: Wir hoffen ja auch meistens, wenn wir zum Beispiel Angst haben. Wie müssen wir denn damit umgehen, wenn wir dann nicht hoffen sollen oder können?

Retzer: Wir hoffen eigentlich nicht, wenn wir Angst haben. Dem muss ich ein bisschen widersprechen, auch als Psychotherapeut. Wenn wir Angst haben, versuchen wir alles Mögliche zu mobilisieren, die Angst zu bekämpfen. Das heißt, wir mobilisieren den Kampf gegen die Angst.
Ich bin in einem Interview mal gefragt worden, Herr Retzer, leben wir in Deutschland in einer Angstgesellschaft? Da habe ich gesagt, nein, das stimmt nicht, wir leben nicht in einer Angstgesellschaft, wir leben in einer Angstbekämpfungsgesellschaft.
Das heißt, es gibt dort die Hoffnung, durch den Kampf gegen die Angst, die Angst in den Griff zu bekommen. Das hat die fatale Konsequenz, dass, je stärker wir Angst bekämpfen, umso größer wird die Angst, weil die Angst sozusagen als der Gegner die ganze Kampfenergie, die wir gegen sie aufwenden, benutzt, um noch stärker zu werden. Das weiß jeder, der versucht, sich sozusagen zusammenzunehmen, sich zusammenzureißen, um sein Lampenfieber bei einer Präsentation in den Griff zu bekommen.

Brink: Also dass wir vielleicht aufhören, in dieser Angstgesellschaft, Angstbekämpfungsgesellschaft und Schönfärberei zu leben, wie Sie in Ihrem Buch sagen. Und da taucht auch noch ein ganz interessanter Begriff auf, der eigentlich ganz gut passt. Sie sprechen da von einer „resignativen Reife". Ist das dann so was wie Achselzucken für Fortgeschrittene?

„Resignative Reife" ist mit erhöhter Lebensqualität verbunden

Retzer: Nein, ich glaube, das ist, wenn man so will, wenn man aus Erfahrung gelernt hat, die fast notwendige oder zwangsläufige Entwicklung, auf die etwas hinausläuft. Ich will Ihnen ein Beispiel dafür geben für diese resignative Reife, aus einem Gebiet, das möglicherweise Ihnen auch und den Hörerinnen und Hörern möglicherweise vertraut ist.
Man heiratet jemanden, ein netter Kerl, nette Frau, sonst würde man ihn oder sie nicht heiraten, aber schon am Hochzeitstag sagt man sich: „Das kriegen wir auch noch hin." Gemeint ist damit, die zwei oder drei Macken, die der andere oder die andere hat, die wird mit Hoffnung versehen; sozusagen als ein Auftrag, ein Veränderungsauftrag genommen, das kriegen wir auch noch hin. Wenn man Glück hat, sind dann zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre ins Land gegangen. Der Gegner, hätte ich jetzt fast gesagt, hat dieselben Macken in derselben Ausführung wie am Hochzeitstag, aber ein Großteil von Lebensqualität ist auf der Strecke geblieben.
Die resignative Reife kann dann darin bestehen, dass man die Hoffnung aufgibt, den Partner so hinzubekommen, wie man denkt, dass er sein sollte.
Diese Art von Hoffnungslosigkeit oder resignativer Reife kann mit einer erhöhten Lebensqualität verbunden sein, weil man die vergeblichen Versuche aufgeben kann, den Partner zu verändern, und der Partner kann die Verteidigungsversuche, die er anstrengen muss, um nicht verändert zu werden, auch aufgeben. Insofern ermöglicht die resignative Reife etwas wie Hoffnungslosigkeit, die durchaus ein Trost sein kann.

Brink: Können Sie uns noch ein bisschen mehr Hoffnung mitgeben zum Schluss?

Retzer: Ich befürchte, dazu bin ich nicht der Richtige. Aber ich will Ihnen trotzdem was Hoffnungsvolles zum Schluss noch sagen: Ich glaube, die Hoffnung ist eine, die wir, ähnlich wie die Angst, nicht abschalten können als Idee. Die Hoffnung ist aber wahrscheinlich eine notwendige pubertäre Glaubensvorstellung unaufgeklärten Größenwahns. Behält man diese pubertäre Glaubensvorstellung wider alle Erfahrung bis ins hohe Alter aufrecht, hat man ein ernstes Problem.

Brink: Der Psychologe Arnold Retzer. Vielen Dank!

Retzer: Ich danke Ihnen!

http://www.deutschlandradiokultur.de/lebensqualitaet-die-hoffnung-muss-sterben.1008.de.html?dram:article_id=328481

Depression

Wie entsteht eigentlich eine Depression? Warum werden manche Menschen depressiv und andere nicht? Warum schafft es nur ein so geringer Teil der Patienten, komplett frei von Depressionen zu werden?
Die Antwort dieser Frage finden wir in den unterschiedlichen Ursachen. Diese Ursachen können in 3 Punkte unterteilt werden:

1. innere Belastungsfaktoren
2. fehlende innere Ressourcen (innere Stärke)
3. äußere Belastungsfaktoren

1. innere Belastungsfaktoren
So wie Feuer einen brennbaren Stoff und Eis erst einmal Wasser braucht, um zu entstehen, so entsteht auch eine Depression nicht aus dem Nichts. Jede Depression hat eine oder mehrere grundlegende Ursachen, die den Betroffenen in bestimmten Situationen immer wieder belasten.
- ein unverarbeitetes psychisches Trauma (Tod eines geliebten-Menschen, unerfüllte Bedürfnisse in der Kindheit, Krankheiten, Misshandlung, …)
- angeborene oder erworbene Hirnstoffwechselstörungen (veränderter Haushalt von Neurotransmittern im Gehirn, Noradrenalin- und Serotoninmangel)

Diese Ursachen müssen jedoch nicht zu einer Depression führen, solange die inneren Ressourcen und/oder die äußeren Umstände des Betroffenen stabil sind.

2. innere Ressourcen (innere Stärke)
Dieser Punkt macht den entscheidenden Unterschied. Da die meisten Menschen mindestens einen der inneren Belastungsfaktoren besitzen, aber trotzdem weltweit „nur" 350 Millionen (von 7 Milliarden) Menschen an einer Depression leiden, muss es einen weiteren entscheidenden Faktor bei der Krankheitsentstehung geben. Genauer gesagt 5 Faktoren. Diese Faktoren bestimmen maßgeblich, wie jeder Mensch mit sich selbst und seinem Leben umgeht.

1. Selbstwahrnehmung:

Viele Krankheiten entstehen über Jahre hinweg und das Ende vieler Beziehungen zeichnet sich meist schon lange vorher ab. Auch der eigene Körper sendet regelmäßige Signale. Aber wer nicht erkennt, dass er in die falsche Richtung fährt, kann den Kurs nicht ändern.

2. Ziele

Weißt du, wo du hin willst? Beispielsweise hat Jeder heutzutage ein Navigationsgerät im Auto. Doch dieses Gerät hat einen entscheidenden Nachteil: Du musst erstmal wissen, wo du hin willst! Du musst ihm das Ziel vorher mitteilen, sonst nützt er dir überhaupt nichts. So funktioniert auch das Leben.

Weißt du, wofür du gelebt haben möchtest? Wie soll dein Leben in 20 Jahren aussehen? Was soll dir die Mitgliedschaft im Fitnessstudio konkret bringen? Was für eine Beziehung möchtest du führen?

Auf der Straße des Lebens gibt es unendlich viele Möglichkeiten zum Abbiegen. Wenn du weißt, wo du hin möchtest, ersparst du dir viele Fehltritte und Enttäuschungen. Und du läufst nicht Gefahr, immer im Kreis zu fahren…

3. Problemlösungsverhalten

Nur weil man ein Problem erkannt hat, ist es deswegen noch nicht gelöst.
Weißt du, was zu tun ist, wenn sich die unerledigten Aufgaben in Job und Haushalt in luftigen Höhen stapeln? Weißt du, wie du mit negativen Gefühlen umgehen musst, damit sie dir nicht immer wieder das Leben schwer machen? Was würdest du tun, wenn du ab morgen plötzlich arbeitslos oder wieder single bist?

Wenn du auf keine dieser Fragen spontan eine Antwort hast, dann solltest du jetzt anfangen, nach einer zu suchen. Es tut gut und macht freier, zu wissen, dass du Alternativen hast. Ablenkungen, wie Alkohol, Youtube, fernsehen und Videospiele sind zwar angenehme Ablenkungen, helfen dir aber keinen Schritt weiter. Wenn du dir keine Zeit nimmst, dich deinen Problemen offen und verletzlich zu widmen, werden sie dich irgendwann überrollen.

4. Disziplin

Ein strenges Wort für das größte Liebesgeständnis, das du dir selbst machen kannst.
Du weißt, als was du arbeiten möchtest? Du weißt, was du mit der Mitgliedschaft im Fitnesstudio erreichen willst? Du weißt, was deiner Seele und deinem Körper gut tut?

Dann tu es!
Nichts macht diesen tollen Menschen da im Spiegel glücklicher, als wenn man ihm das gibt, was er braucht.
Doch wie motiviert man sich, wenn man sich „gerade nicht danach fühlt"? Wer es schafft, seinen inneren Schweinehund an die Leine zu legen, läuft weniger Gefahr, an einer Depression zu erkranken. Ein gewisses Maß an Eigendisziplin ist die Voraussetzung für ein erfülltes Leben.

5. Selbstvertrauen

Dieses Wort wird eindeutig zu sehr in den Medien ausgeschlachtet. Es ist aber essentiell für ein Leben ohne Depression.
Mach am besten gleich nachher mal den Test: stell dich komplett nackt vor den Spiegel und schau dich für 5 Minuten ohne Unterbrechung. Was siehst du? Welche Gedanken kommen da hoch?

Wann hast du dir beim Blick in den Spiegel das letzte Mal gedacht: „Boah, geile Sau!"? Was sagst du zu dir, wenn du einen Fehler gemacht hast? Wie reagierst du, wenn dich jemand kritisiert? Glaubst du, dass du für gewisse Dinge, die du gern tun möchtest, einfach „nicht gemacht" bist?

Wir leben in einer Gesellschaft, in der es geradezu verpöhnt ist, sich selbst auf die Schulter zu klopfen und sich in Ordnung zu fühlen, so wie man ist. Von Werbung, Kirche, Hollywood und der Gesellschaft wird uns immer wieder suggeriert, dass wir "nicht überheblich sein" sollen, "nicht auffallen" dürfen und uns an Andere anpassen sollen, um wirklich wertvoll zu "werden". Die meisten von uns lassen dieses Spiel mit sich spielen… aber zu welchem Preis? Selbstvertrauen ist nicht angeboren. Selbstvertrauen ist die erlernbare Fähigkeit, sich selbst so annehmen zu können, wie man ist.

3. äußere Belastungsfaktoren

Wenn die inneren Ressourcen aufgebraucht sind, ist oft nur noch ein kleiner Tropfen nötig, um das Fass zum Überlaufen zu bringen. Zum Beispiel durch:
- Stress im Job/ Studium/ Schule, Arbeitslosigkeit
  Beziehungsprobleme, Trennung
- starke Wetterumschwünge, Jahreszeiteneinflüsse (oft
  in den kühlen und dunklen Herbst- und Wintermonaten)
- Krankheit
- Unfälle, Tod eines nahestehenden Menschen
- Geburt (Wochenbettdepression)

Meistens manifestiert sich eine Depression letztendlich aufgrund einer zusätzlichen äußeren Belastung. Manchmal geht die Depression auch wieder vorbei, wenn sich diese Belastung wegfällt (z.B. bei saisonaler Depression), leider geht oft durch die Depression aber auch die Kraft verloren, etwas an der Situation zu ändern (z.B. bei Arbeitslosigkeit, Krankheiten werden chronisch, etc.). Das ist meist der Punkt, an dem die Betroffenen erstmalig bemerken, dass sie an einer Depression leiden und letztendlich den Weg zum Arzt oder Psychologen suchen.
Das überwinden der stressverursachenden Situation stellt in den meisten Fällen schon den entscheidenden ersten Schritt dar.

http://nie-mehr-depressiv.de/wissen/depression-ursachen/

Ja, man kann sich zur wahren Liebe zwingen

Singles sind auf der Suche nach romantischer Verliebtheit, Schmetterlingen und sprühenden Funken – dabei ist der Weg zum wahren Liebesglück ein ganz anderer. Und führt über den Kopf statt den Bauch.

Sarah war sieben Jahre lang Single. Im Sommer 2010 lernt sie bei der Arbeit Felix kennen, einen der „nettesten Menschen der Welt", wie sie bald von ihm sagt, aber Interesse an ihm als Mann hat sie nicht. Optisch ist er nicht ihr Typ, außerdem ist er ziemlich klein, sie hat andere Vorstellungen. Doch sie arbeiten über Wochen zusammen, er zeigt irgendwann ziemlich deutlich sein Interesse an ihr, sie sind sich einig über zentrale Fragen, haben die gleichen Ziele, den gleichen Humor. Sarah mag Felix – und als er sie irgendwann küsst, macht sie mit.
Ein paar Wochen später werden sie ein Paar – es ist unkompliziert mit ihm, er ist zuverlässig, sie verstehen sich. „Ich war so lange Single", sagt Sarah, „und ich dachte mir einfach: Es stört mich nichts Gravierendes, wir verstehen uns so gut, ich sollte das jetzt einfach mal machen." Und bis heute hat sie es nicht bereut.
Aber darf eine Beziehung so anfangen? So nüchtern, überlegt, ohne Schmetterlinge-im-Bauch-Moment? Ja. Sie darf nicht nur – sie hat sogar die größeren Erfolgsaussichten als eine Liebe, die auf romantischer Verliebtheit gründet. Und sie ist die Chance für die vielen Singles, die regelmäßig an ihren zu hohen Ansprüchen und Vorstellungen davon scheitern, wie eine vermeintlich perfekte Liebe zu sein hat: „Eine warmherzige Zuneigung reicht für eine glückliche Beziehung völlig aus", sagt Paartherapeutin Ingrid Strobel, „Rauschhaftes Verliebtsein" bildet nicht die Basis für eine langfristige Partnerschaft. – „Viel wichtiger seien gemeinsame Ziele, ähnliche Werte und Moralvorstellungen. Und Vernunft." Die braucht es, um sich auf eine Beziehung mit jemandem einzulassen, der kein wohliges Sehnen hervorruft. Genau dieser Perspektivwechsel von der Romanze zur Realität kann sich lohnen.
Vom Paar- und Psychotherapeuten Arnold Retzer stammt die vor fünf Jahren erschienene und viel diskutierte „Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe". In „Lob der Vernunftehe" konstatiert er: „Vernünftige Vorstellungen, Erwartungen und Verhaltensweisen führen zu einer guten ehelichen Lebensqualität."
Und die ist es nämlich, die uns dauerhaft glücklich macht und erfüllt. Nicht das wahnsinnig aufregende Auf und Ab, das Gefühlskarussell aus Enttäuschungen und Höhenflügen – so spannend das sein mag. Nein, der Schlüssel zum Liebesglück heißt Vernunft –, weil, wie Arnold Retzer sagt, eine Vernunftbeziehung „realistisch, lebbar und erfolgreich ist".

Doch es ist die romantische Liebe, die erotische Anziehung, die medial wie gesellschaftlich gefeiert wird. Die „FAZ" nannte den Mythos von der romantischen Liebe gar den „Leitstern unserer Zeit", eine „Pseudoreligion"– was nicht übertrieben ist. Prominente wie Nichtprominente inszenieren ihre Hochzeiten bis zur Perfektion, lassen sich für ihre Liebe bewundern und tragen sie zur Schau. Denn Romantik läuft gut: Die VOX-Sendung „4 Hochzeiten und eine Traumreise" etwa erreicht zweistellige Marktanteile in der jungen Zielgruppe. Der am häufigsten verwendete Hashtag auf Instagram lautete 2014 „#love". Insgesamt sind mehr als 700 Millionen Bilder damit abrufbar. Darauf zu sehen: glückliche Paare, Verlobungsringe, Sonnenuntergänge hinter zwei Händen, die ein Herz bilden. Alles Versuche, nachzuahmen, was Filme, Lieder, Romane inszenieren.
„Millionen Menschen verschwenden riesige Mengen Energie, indem sie verzweifelt versuchen, die Realität ihres Lebens mit dem unrealistischen Mythos der romantischen Liebe in Einklang zu bringen", schreibt der Psychiater M. Scott Peck. Auch Soziologin Eva Illouz verweist auf das Problem der überhöhten Erwartungen an das Liebesleben – als Ursache für Trennungen oder gar nicht zustande kommende Beziehungen. Dabei stehen gesunde Beziehungen soziologischen Theorien zufolge auf mehreren Säulen: Erotik, gemeinschaftliche Partnerschaft und solide Freundschaft sind gleichermaßen wichtig – haben aber in der Gesellschaft nicht den gleichen Stellenwert.
So suchen immer mehr Singles mit den Werkzeugen der Vernunft nach einem Partner: Sie lassen sich von Online-Partnervermittlungen „matchen" und per Persönlichkeitstests und Algorithmen vermeintlich ideale Partner vorschlagen. Unlängst heirateten sogar im Rahmen der Sat.1- Sendung „Hochzeit auf den ersten Blick" Menschen, die sich vorher überhaupt nicht kannten und die Beziehungsexperten füreinander bestimmt hatten. Kommt es dann aber zu einem Date (beziehungsweise der Hochzeitsreise), wollen sie es alle doch: das irrationale Kribbeln.
Wenn es ausbleibt, werden selbst hohe Übereinstimmungswerte in den Wind geschlagen. Dann ist es egal, ob rational alles passt – etwa der ähnliche Bildungshintergrund, die gemeinsamen Vorlieben. Es soll immer „klick" machen. Wo bleiben bloß die Schmetterlinge? Mehr als 70 Prozent aller deutschen Männer und Frauen glauben an Liebe auf den ersten Blick – die sie dann auch erwarten. Paartherapeuten halten aber nicht viel davon: „Viele Singles denken schon beim ersten Date: „Warum spüre ich denn jetzt nichts? Was ist los?", sagt Ingrid Strobel, die bei Sat.1 mithalf, die Hochzeitskandidaten auszusuchen. „Dabei sollte man erst mal den Boden bereiten für gemeinsame schöne Momente, die sich dann hoffentlich summieren – und das Paar ans Ziel der Liebe bringen." In der Sendung gelang das von vier Paaren einem einzigen.
Auch Sarah kommen kurz nach dem unspektakulär-pragmatischen Start ihrer Beziehung zu Felix Zweifel. Eine Freundin sagt zu ihr: „Wenn der Alltag kommt, brauchst du dann nicht wenigstens eine Erinnerung an das magische Kribbeln vom Anfang?" Nein. Weil es kein unsanftes Erwachen gibt, wenn „Verliebtheitshormone" nachlassen. Weil die freundschaftliche Liebe als Beziehungsstil, so belegt es der Soziologe John Alan Lee in einer Längsschnittstudie, dauerhaft genauso glücklich macht wie altruistische und romantische Liebe.
Gewiss, klassischerweise beginnen Beziehungen mit erotischer Anziehung – wer Glück hat, überführt diese dann nach zwei bis vier Jahren in eine Partnerschaft mit freundschaftlicher Liebe. Dafür, dass es eben auch andersrum funktioniert, ist Susanne Wendel das Paradebeispiel.
Die heute 42-Jährige tat sich 2011 mit Frank-Thomas zusammen – aus reiner Pragmatik: „Mir war nie einer gut genug, aber dann war ich plötzlich Ende dreißig und wollte noch ein Kind." Da habe sie sich gesagt: „Gut, ich nehme jetzt einen, der da ist." Das war ihr guter Freund Frank-Thomas. Er wollte das Gleiche und ließ sich ein auf den Plan „wir versuchen es jetzt einfach mal" – samt Verlobung. „Es gab weit und breit keine Funken oder Schmetterlinge", erzählt Susanne Wendel. „Zunächst war das wirklich eine riesengroße Überwindung." Das mag befremdlich klingen, für die beiden jedoch war es der Weg zum heute perfekten Lebensglück. Mittlerweile sind sie Eltern eines Sohnes und „total happy". Über ihre Geschichte haben die beiden ein Buch geschrieben, das heißt, natürlich, „Wie wär's mit uns Beiden?" (Horizon).
Doch eine solche Beziehung aufzubauen – das dauert. „Man muss am Haus der Liebe bauen, das frustriert auch mal", sagt Paarberaterin Ingrid Strobel. „Man sollte flexibel sein, Empathie aufbringen, geduldig und diszipliniert sein." Besonders wichtig seien der „unbedingte Wille, sich auf den Partner einzulassen, und das Bewusstsein, dass Liebe nicht vom Himmel fällt".
Susanne Wendel brauchte zweieinhalb Jahre, um festzustellen, dass zwischen ihr und ihrem Mann echte Liebe gewachsen war. „Da gab es nicht den einen Moment, in dem das passierte, sondern viele schöne Erlebnisse, die uns zusammengeschweißt haben." Der Psychiater M. Scott Peck konstatiert: „Wahre Liebe ist ein Akt des Willens, nicht der Emotion. Wer sich bewusst entscheidet, zu lieben, liebt wirklich."

Nicola Erdmann, Die Welt, 11.02.2015
http://www.welt.de/icon/article137266771/Ja-man-kann-sich-zur-wahren-Liebe-zwingen.html

---

Disneyfizierung

auch: Disneyfikation, Disneyisierung; engl.: disneyfication, disneyization

Der ursprünglich der Architektursoziologie entstammende Begriff der Disneyfizierung wird meist kritisch verwendet, um sich gegen eine disneyeske, an der Konzeption der Themenparks des Konzerns geschulte Transformation urbaner Räume zu wenden, aus denen alle unerwünschten Phänomene moderner Großstädte (wie Obdachlosigkeit, Prostitution, Drogenkonsum) ausgeklammert oder verdrängt werden. Städtische Realität zeigt sich als nicht reale Scheinwelt, in der weder die sozialen Probleme noch die soziale Pluralität (Vielfalt der Religionen, Ethnien, Lebensstile und -entwürfe) der Stadt lokalisiert werden könnten. Die Kernüberlegung der Disneyfizierungs-Kritiker: Die Anlehnung der Stadtinszenierung (wie auch der Entw

internationale Vorbildfunktion erlangen;
Es gibt einen Fokus auf Sauberkeit, Kontrolle und organisierte Industrie (was die Vorstellung der Firma reflektiert);
Phantasie à la Disney wird instrumentalisiert, sie wird zu etwas, was vermarktet werden kann;

Disneys erster abendfüllender Zeichentrickfilm „Schneewittchen und die sieben Zwerge" kann hierfür als klassisches Beispiel genommen werden. Der 1937 erschiene Animationsfilm basiert auf der Märchenvorlage der Gebrüder Grimm. Sowohl Zipes als auch Wasko sind sich einig, dass durch den Prozess der Disneyfizierung aus dem deutschen Volksmärchen eine amerikanisierte Version von Schneewittchen wurde:

Das Märchen wurde voll und ganz dem „Classic Disney Modell" angepasst;
Die Zwerge dienen als unterhaltsame und vor allem witzige Nebenfiguren;
Es gibt eine ganze Reihe von musikalischen Einlagen;
Es gibt niedliche und vermenschlichte Tiercharaktere;
Schneewittchen und die Zwerge verfügen über kindliche Züge;
Bestimmte Werte und Themen werden als besonders wichtig dargestellt:

Flucht;
Phantasie;
Unschuld;
Fleiß;
Harte Arbeit;
Sauberkeit;
Gut truimphiert über Böse;
Es gibt ein romantisches happy ending;
Optimismus und Glücklichsein;
Liebe (Liebe auf den ersten Blick);

http://homepage.ruhr-uni-bochum.de/Veronique.Vonier/src/pd.html

---

Disney ist Kommerz pur – und das ist gut so

Von Hannes Stein

Der amerikanische Disney-Konzern ist Europas Intellektuellen verhasst. Seinem Erfolg tut das keinen Abbruch – weil seine Produkte so gut sind. Ein Loblied.
Wir müssen diese Geschichte mit dem Jahr 1066 beginnen lassen. Damals zog ein gewisser Robert d'Isigny an der Seite von Wilhelm dem Eroberer in England ein. Wichtig ist dieser Franzose allein seines Namens wegen – die Familie anglisierte ihn nämlich später zu „Disney". Und ein Ururururururenkel von Robert d'Isigny kam 1901 in Chicago als Walter Elias Disney zur Welt. Sein Namenszug wird wahrscheinlich noch übrig bleiben, wenn der Rest unserer Welt längst zu Staub zerfallen ist.
Denn Walt Disney hat nicht nur Micky Mouse und Donald Duck erfunden, die berühmtesten Zeichentrickfiguren der Welt; er hat nicht nur „Schneewittchen und die sieben Zwerge", „Peter Pan", „Bambi" und „Pinocchio" gedreht – lauter Filme, die auf ihre Art Maßstäbe gesetzt haben. Walt Disney hat vor allem ein großes Unternehmen begründet.
Diesem Konzern geht es wirtschaftlich glänzend: Schaut man sich die Entwicklung der Disney-Aktie seit 1980 an, so sieht man eine Kurve, die flach abhebt, zwischen 2000 und 2005 ein bisschen ins Zickzackartige, Unordentliche gerät, aber in den Jahren seit 2011 eigentlich nur eine Bewegung kennt – steil nach oben. Der Walt Disney Company gehören Filmstudios und Fernsehsender, Buchverlage und Theater, Vergnügungsparks und Ozeandampfer. Der Konzern unterhält Niederlassungen in den Vereinigten Staaten, Japan, China, Frankreich und Deutschland.
Die Pixar-Studios gehören ebenso zum Disney-Imperium wie die Firma Lucasfilm – die zur Vorweihnachtszeit die nächste Folge der „Star Wars"-Saga auf die Kinoleinwände der Welt zaubern wird. Die Internetseite Hulu, auf der man alte Fernsehserien anschauen kann? Disney. Marvel Comics, der legendäre Verein, dem wir unter anderem „Spiderman" verdanken? Disney. Super RTL in Deutschland? Selbstverständlich Disney.
Manche Leute haben ein großes Problem mit dieser Disneyfizierung der Kultur. Ihr Problem beginnt schon mit dem Gründervater: Walt Disney war leider kein sympathischer Junge, der in der Garage seiner Eltern zusammen mit ein paar Freunden einen Computer zusammenschraubte. Er wollte nie wider den Stachel löcken, er hat nie das Establishment herausgefordert. Disney wollte von Anfang an nur eines: selber zum Establishment gehören. Alles, was dieser Mann je gemacht hat, war „affirmativ", um die ultimative Schreckensvokabel von Theodor W. Adorno zu bemühen: Disney hat zum Bestehenden immer nur Ja und manchmal auch ganz fromm Amen gesagt.
Nach dem Zweiten Weltkrieg hat er die antikommunistische Motion Picture Alliance for the Preservation of American Ideals mitbegründet; er hat mit Freuden vor dem Washingtoner „House Un-American Activities Committee" ausgesagt und Kollegen als Kommunisten denunziert. Nach Angaben seiner Großnichte Abigail war er außerdem ein handfester Antisemit – und ein Rassist sowieso: Schließlich hat er, als die Politik der Rassentrennung in Amerika auf dem Höhepunkt war, das „Dschungelbuch" gedreht, in dem jedes Tier beschworen wird, „bei seiner eigenen Art" zu bleiben.
Kurzum, der Nachfahre von Robert d'Isigny war ein reaktionärer Stinkstiefel. Kommt hinzu, dass der von ihm begründete Konzern auf den ersten Blick geradezu bilderbuchartig alle Thesen über die Kulturindustrie bestätigt, die Horkheimer und Adorno in ihrer „Dialektik der Aufklärung" entwickelt haben.
Die beiden Philosophen schrieben, im Spätkapitalismus habe die Rolle der Kultur sich entscheidend verändert. Im Frühkapitalismus konnten die Romane von Balzac, Dickens und Victor Hugo noch aufklärerisch wirken, sie dienten der Emanzipation der Massen – auch wenn die Unterklassen von der Kultur ausgeschlossen blieben. Doch mit dem Aufkommen der Massenmedien und der überregionalen Zeitungen sei etwas ganz Neues in die Welt gekommen. Die Kunst sei nämlich nicht mehr autonom. Sie trete der Gesellschaft nicht mehr als ein Anderes gegenüber. Kunstwerke seien im Spätkapitalismus zu Waren verkommen, die nur noch an ihrem Marktwert gemessen würden.
Selbstverständlich seien Kunstwerke auch früher Waren gewesen – aber nur unter anderem; im Spätkapitalismus seien sie nur noch Waren und nichts als dies. Ihr einziger Daseinszweck sei die Profitmaximierung. Ein mündiges Publikum gebe es unter diesen Bedingungen nicht mehr, sondern nur eine Horde von Konsumenten. Diese würden von der Kulturindustrie mit Trivialitäten abgespeist. Die industriell hergestellte Kultur raube dem Menschen die Fantasie; sie übernehme das Nachdenken für ihn.
Die Produkte der Kulturindustrie seien vorgestanzt, schematisch, sie unterschieden sich allenfalls in Kleinigkeiten, wie man etwa an Kinofilmen studieren könne: „Kultur schlägt heute alles mit Ähnlichkeit." Diese „Verfransung der Künste", diese „Entkunstung der Kunst" stabilisiere die kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse, denn sie mache es unmöglich, sich eine Alternative auszumalen: „Immerwährend betrügt die Kulturindustrie ihre Konsumenten um das, was sie immerwährend verspricht." Wem fiele dabei nicht das Logo ein, mit dem Disney-Filme beginnen – das kitschige Märchenschloss, über dem, während der Schriftzug „Walt Disney" erscheint, von rechts nach links ein Lichtbogen emporschießt!
Vielen Leuten in Europa erscheint der Disney-Konzern darum als Symbol für das Böse schlechthin. Auf jeder Demo gegen das Transatlantische Freihandelsabkommen werden Disney, McDonald's und Coca-Cola als unheilige Dreifaltigkeit der Amerikanisierung angeprangert. Und als 1992 Disneyland Paris seine Tore öffnete, kommentierte ein Journalist im konservativen „Figaro": „Ich wünschte von Herzen, irgendein Rebell würde Feuer daran legen." Die Schauspielerin Ariane Mnouchkine sprach gar von einem „Tschernobyl des Geistes", eine Äußerung, die sie nie zurückgenommen, sondern sogar noch bekräftigt hat.
Der österreichische Liedermacher Ludwig Hirsch, der für seine makabren Texte bekannt war, schrieb seinerzeit eine sarkastische Kurzgeschichte, die in folgender Pointe mündete: „An einem bestimmten Tag im Jahr 1928 standen sich plötzlich links der seine Pflicht tuende Mond und rechts die ihre Pflicht tuende Sonne am selben Himmel gegenüber. Erschreckt starrten sie sich beide an, und in diesem kurzen Schreckensmoment vergaßen beide nur Bruchteile von Sekunden, ihre Pflicht zu tun. Die Folgen waren verheerend. Bitte, dieser Tag sei in alle Ewigkeit verflucht! An diesem Tag wurde die Micky Maus geboren."
Wir haben es hier also mit einem Verhängnis von kosmischen Ausmaßen zu tun. Allerdings muss sich Ariane Mnouchkine die Frage gefallen lassen, ob ein Vergnügungspark mit Achterbahnen und tanzenden Mäusen wirklich so schlimm ist wie ein Industrieunfall, bei dem viele Menschen unter Qualen gestorben sind. Und 1928 war nicht nur das Jahr, in dem „Plane Crazy" in die Kinos kam, ein sechs Minuten langer Zeichentrickfilm, in dem zum ersten Mal Mickey und Minnie Mouse auftraten. Es war – zum Beispiel – auch das Jahr, in dem Stalin in der Sowjetunion seinen ersten Fünfjahresplan verkündete. Im Übrigen handelt es sich bei „Plane Crazy" (man kann den Film auf Youtube ansehen) um einen wirklich witzigen Kurzfilm im Slapstick-Stil, in dem es um die Komödie des Scheiterns geht.
Den wichtigsten Einwand gegen jene Europäer, die in Gestalt des Disney-Konzerns den Untergang des Abendlandes herannahen sehen, hat indessen der französische Philosoph Michel Serres formuliert. Er schrieb: „Es ist nicht Amerika, das uns erobert. Vielmehr sind wir es, die Amerika bewundern, die seine Mode und – vor allem – seine Wörter übernehmen." Daran ist keine teuflische Verschwörung schuld. Eher dürfte unsere Empfänglichkeit daran liegen, dass das meiste, was aus dem Hause Disney stammt, einfach verteufelt gut gemacht ist.
So sind in den Pixar-Studios, die der Konzern 2006 gekauft hat, ganz offenkundig Genies am Werk. Sie widerlegen nebenbei die These, dass unter den Bedingungen des Spätkapitalismus nur Meterware zur Befriedigung oberflächlicher Massenbedürfnisse hergestellt werden könne. Wer etwa jemals den wunderbaren Film „Ratatouille" (2007) gesehen hat, der weiß, wie man heute die Geschichte von Moses und dem Aufbruch ins Gelobte Land erzählt.
„WALL-E" (2008) wiederum ist ein bezaubernder, poetischer Film, eine Liebesgeschichte zwischen einem Müllmann und einer Prinzessin, wobei es fast gleichgültig ist, dass es sich bei beiden um Roboter handelt. „Toy Story 3" endlich ist viel besser als seine zwei Vorgänger – eine ergreifende Parabel über das Ende der Kindheit und den Anfang des Erwachsenenlebens. Man muss schon blind sein, um die Kunstleistung nicht zu erkennen, die man hier geboten bekommt.
Gewiss, nicht alles, was aus dem Hause Disney stammt, ist gleich großartig. Aber zumindest kann man sich (wie bei „Frozen – die Eisprinzessin") auf gediegene Unterhaltung verlassen, die für die ganze Familie tauglich ist. Und man muss objektiv konstatieren, dass die Produkte mit den Jahren besser geworden sind – nicht nur im technischen Sinne. Man muss heute weniger Süßliches, Kitschiges in Kauf nehmen als noch vor zehn oder gar zwanzig Jahren. Längst hat der Konzern die Souveränität, sich auch selbst auf die Schippe zu nehmen (etwa wenn Olaf, der Schneemann, ein Lied über den Sommer trällert und damit völlig unverfroren Gesangsnummern der frühen Disney-Filme parodiert).
Am Ende schnurren alle Einwände gegen den Disney-Konzern auf diesen einen zusammen: dass hier mit Unterhaltung und Freizeitvergnügen Fantastilliarden gescheffelt werden – mehr Taler, als Donalds reicher Onkel Dagobert sich je auf seine Glatze prasseln ließ. Aber was soll daran eigentlich verwerflich sein?
William Shakespeare war ein erfolgreicher Kapitalist. Als er sich am Ende seines Lebens in Stratford-upon-Avon zur Ruhe setzte, war er nach heutigen Maßstäben ein Millionär. Er schrieb „Macbeth", „König Lear" und „Verlorene Liebesmüh" nicht aus einem romantischen Bedürfnis heraus, sondern weil er Publikum in sein Globe Theatre locken und damit Geld verdienen wollte. Heute werden seine Stücke auf der ganzen Welt gespielt. Wer mit Schaum vor dem Mund von einer Disneyfizierung der Kultur redet, der könnte mit demselben anklagenden Gestus von einer Stratfordisierung des Theaters sprechen.

http://hd.welt.de/Wirtschaft-edition/article149635222/Disney-ist-Kommerz-pur-und-das-ist-gut-so.html 26.12.15,

---

DISNEY CRUISE LINES

Die Schiffe der Disney Cruise Lines laden Familien zur Entdeckungsreise in eine Märchenwelt ein. In dem schwimmenden 14-stöckigen Erlebnispark ohne Ausgang dominiert die Disney-Ästhetik: Von „Aschenputtel" bis „Findet Nemo" tauchen die Passagiere hier in eine bunte Traumwelt ein.
Romantiker werden an die wunderbare Zeit der Schifffahrt denken, an den Mythos der Titanic und die epischen Reisen zwischen neuer und alter Welt. Die Macht und Pracht von Schiffen faszinierte so sehr, dass Kinder hellblaue Matrosenuniformen trugen. Daran erinnert die Disney Dream, die gerade ihre erste Fahrt hinter sich hat. In dem in Deutschland gebauten, kolossalen amerikanischen Schiff, hängt ein Porträt von Walt Disney - im todschicken weißen Anzug, mit Gattin auf dem Deck des italienisches Passagierschiffes Rex.
Wer an Bord der Disney Cruise Lines kommt, taucht in eine künstliche Vergangenheit ein und soll sich wie ein König fühlen. Dabei ist von der sportlichen Pracht der ursprünglichen Liners nichts zu spüren. Der schwimmende 14-stöckige Plattenbau ist alles, außer dynamisch - keine Concorde, sondern eine A380. Menschen werden komfortabel gefangen gehalten - in einem Erlebnispark ohne Ausgang.
In der Tat beruht das Geschäftsmodell der Disney-Schiffe auf einfacher Marktforschung. Millionen amerikanische Familien, die Florida als Urlaubsziel wählen, verbringen nur eine von zwei Wochen Freizeit in den Disney Parks von Epcot und Walt Disney World, den Rest aber am Strand. Disney kaufte sich daher „Castaway Cay", eine Privatinsel auf Bahamas, baute dort ein paradiesisches Resort und ließ dann als erste „Disney Magic" und „Disney Wonder" bauen, um die Menschen dorthin zu karren.
Optisch mischte bereits Mitte der 90er Jahre die deutsch-amerikanische frog design mit. Die Erfinder und Vertreter des stilistischen Retrofuturismus prägen bis heute die Schiffe. Markenzeichen ist der pechschwarze Rumpf - ganz im altmodischen Stil der „Queen Mary", den zwei knallrote Kamine krönen. Diese sind überflüssig, bieten aber außergewöhnliche Räumlichkeiten: etwa eine „Outlook Cocktail Lounge" oder den Start der „Aquaduck", einer Wildwasserbahn.
Das Schiff lädt Familien zur Entdeckungsreise in eine Märchenwelt ein. Dem historischen Vorbild getreu, empfängt es seine Gäste mit einer imposanten Halle im Art Deco, den glamourösen, bunt-dekorativen Stil der „Roaring Twenties". Im Saal trifft Kunst Künstliches: Der Kronleuchter ist eine Sonderanfertigung des Glaskünstlers Dale Chihuly. Zwischen Space Odissey, Ur-McDonalds, Biedermeier und Zen scheint alles möglich. Doch es dominiert die Disney-Ästhetik - von „Aschenputtel" bis „Findet Nemo".
Designt wurde das Schiff, um von Menschenscharen durchströmt zu werden. Den 4 000 Gästen reichen die vier bis sieben Tage Kreuzfahrt kaum aus, um alles zu untersuchen. Der knappen Zeit tragen auch die Zimmer Rechnung. Sie sind mit einem doppelten Badezimmer ausgestattet. Schließlich wird während die Zeit, wo Familienmitglieder auf das Toilette-frei-Zeichen warten, kein Extra-Umsatz erwirtschaftet.

„Der Kapitalismus war und ist – und wird es bis in seine letzten Züge bleiben – ein auf systematischer Ungerechtigkeit und strukturellem Rassismus aufbauendes Wirtschaftssystem, das naturgemäß zu Migrationsbewegungen der Ausgebeuteten führt.

Das neoliberale Schwadronieren vom freien Personen- und Warenverkehr ist blanker Zynismus. Wie seit Marx und in der Folge zahlreichen akzelerationistischen Denkern bekannt, die den soziologisch inzwischen gut überforschten technologischen und lebensweltlichen Geschwindigkeitszuwachs in einen gesellschaftlichen Fortschritt und in eine politische Beschleunigung übersetzen wollen, ist der Kapitalismus immer schon erfolgreich darin gewesen, die von ihm ausgelösten Dynamiken nur ja nicht zu weit gehen, nur ja nicht außer Kontrolle geraten zu lassen. Gleiche Chancen für alle sind in unserem Wirtschaftssystem nicht vorhanden, sie werden geradezu systematisch ausgeschlossen."

Armen Avanessian, DIE ZEIT Nr. 36/2015, 3. September 2015

Liedtext Schneewittchen Ankunft im dunklen Wald

Oh, lauft doch bitte nicht fort. Ich tue euch ja nichts. Es tut mir ja wirklich so leid. Ich wollte euch wirklich nicht erschrecken. Aber ihr könnt ja nicht wissen, was ich erlebt hab.

Nur, weil ich so ängstlich bin bei Nacht.
Ich schäm mich, dass ich solchen Lärm gemacht.
Was tut ihr, wenn euch ein Leid geschieht?
Oh, ihr singt ein Lied.

Ahh, ahh, aaaaahhhh. Aaaaahhhhhh.

Sei vergnügt, sing ein Lied
Und du fühlst, alles kriegt neuen Schwung.
Der Kummer entflieht,
Du wirst wieder jung.

Sei vergnügt, sing ein Lied
Das ins Dasein die Fröhlichkeit bringt,
Denn alles erblüht,
Wenn Musik erklingt.

Sei nicht gleich verbittert,
Wenn's auch mal gewittert.
Des Lebens Sonnenschein,
Stellt sich doch bald wieder ein.

Sei vergnügt, du wirst sehen,
plötzlich scheint dir die Welt wieder schön.
Ein Wunder geschieht,
Singst du fröhlich ein Lied.

Vögelzwitschern

Das Lied hat mich so froh gemacht.
Ich weiß, es wird schon wieder weiter geh'n.
Hier kann mir nichts gescheh'n.
Doch brauch ich einen Schlafplatz für die Nacht,
Am Boden schlafen kann ich nicht.
Und auch kein Ast trägt mein Gewicht.
Und für das Nest bin ich zu groß.
Ihr Tiere sagt, was mach ich bloß?
Ob ich im Walde sicher bin?
Glaubt ihr? - Dann führt mich doch dort hin!

Tanz

Oh, wie reizend sieht das aus.
Fast so wie ein Puppenhaus.
Hier gefällt es mir. ... [1]

[1] **aus dem Film: „Schneewittchen und die sieben Zwerge", Walt Disney, 1937**

Das Kindchenschema

Eine Frau ist schön, wenn sie typisch weiblich aussieht, und ein Mann ist schön, wenn er typisch männlich aussieht!" So lautet auf den Punkt gebracht die Theorie des sexuellen Dimorphismus' (auch sex-hormone-markers theory). Doch was heißt typisch männlich oder weiblich bei Gesichtsmerkmalen? Hier sind v. a. Unterschiede hinsichtlich der Gesichtsproportionen von Bedeutung. Sie entstehen durch den unterschiedlichen Hormonhaushalt in der Pubertät, der das Gesichtswachstum beeinflusst. Bei Mädchen verläuft dieser Wachstumsprozess aufgrund ihres niedrigeren Testosteronspiegels und höheren Östrogenspiegels weniger heftig und stoppt früher als bei Jungen. Dadurch bleiben die Gesichtsproportionen von Frauen kindlicher als die von Männern (Enlow, 1989).

Daher gibt es in der Attraktivitätsforschung die sogenannte „Neotenie-Hypothese" (auch babyfaceness theory). Sie besagt, dass Frauen dann besonders attraktiv sind, wenn ihr Gesicht „kindchenhafte" Merkmale aufweist, d. h. Merkmale, die eigentlich für kleine Kinder typisch sind. Dies sind nach Konrad Lorenz (1943):

Großer Kopf
Große, dominante, gewölbte Stirn
Relativ weit unten liegende Gesichtsmerkmale (Augen, Nase, Mund)
Große, runde Augen
Kleine, kurze Nase
Runde Wangen
Kleiner, zierlicher Unterkiefer
Kleines Kinn

Die Merkmale des Kindchenschemas spielen eine wichtige biologische Rolle bei der Aufzucht von Nachwuchs, denn sie aktivieren bei Elterntieren den Beschützerinstinkt, das Brutpflegeverhalten und hemmen bei anderen erwachsenen Tieren Aggressionen gegenüber dem Nachwuchs. Auch beim Menschen haben diese Signale eine starke Wirkung, und das sogar artübergreifend. Denn wir finden nicht nur menschliche Babys niedlich und süß, sondern ebenfalls Tierbabys (Kätzchen, Hundewelpen, Eisbärbabys usw.). Ähnliches gilt für Tiere, die gar keine Jungtiere mehr sind, sondern erwachsen, jedoch aufgrund ihrer arttypischen Eigenschaften dennoch auch als adulte Tiere Kindchenschema-Merkmale aufweisen, z. B. Pandabären, Koalabären, Kaninchen oder Hamster. Selbst bei künstlichen Reizen wie Cartoons wirken diese Mechanismen noch. So ist z. B. der Erfolg der Figuren von Walt Disney zu einem Großteil darauf zurückzuführen, dass Disney es verstand, seinen Trickfiguren so geschickt Kindchenschema-Merkmale in überzeichneter und karikierter Form mitzugeben, dass sie auf den Betrachter niedlich und sympathisch wirken.

http://www.beautycheck.de/cmsms/index.php/kindchenschema

Schwarze Prinzessin küsst grünen Frosch: Der neue Disney-Film ist konservativ emanzipiert Voodoojazz im Glitzerdress

Von Jens Balzer, Berliner Zeitung

Ein dicker Alligator, der in eine Trompete bläst, ist natürlich immer ein bezaubernder Anblick. Doch spielst du in einer Ausflugskapelle auf einem Mississippischaufelraddampfer, und ein derart beschwingtes Reptil bietet sich dir als Mitmusiker an, ist Misstrauen wohl angebracht. Wer sagt denn, dass die Band nach der letzten Zugabe nicht als After-Show-Happen im Trompeterbauch landet? Louis, der Alligator, kennt solche Vorurteile nur zur Genüge; jahrein jahraus sitzt er in seiner Sumpfhöhle im schwülen Delta des Mississippi und übt am originalen Louis-Armstrong-Sound. Doch jeder Versuch, seine musikalischen Künste im Zusammenhang eines Ensembles zu erproben und zu perfektionieren, führt bloß zur Flucht aller anderen Instrumentalisten in den rettenden Sumpf. Natürlich wird für den Alligator am Ende dieses Films alles gut. Man verrät wohl nicht zu viel, wenn man verrät, dass Louis nach einer abenteuerlichen Fahrt durch den Sumpf nach New Orleans als gefeierter Trompetenstar einer goldenen Zukunft entgegensieht. Denn auch in diesem neuen Zeichentrickfilm aus dem Disney Studio sind Träume dazu da, wahr zu werden, Träume von Alligatoren, Träume von Fröschen und schließlich der Traum einer traurigen Kellnerin, die nur eines möchte: in Erinnerung an ihren früh verstorbenen Vater ein Restaurant in der Jazzklassikerstadt New Orleans zu eröffnen. Schmackhaftes Bajou Food will die schöne Tiana hier zu flotten Trompetengrooves kredenzen. Eine Verkettung unglücklicher Umstände führt freilich zunächst dazu, dass sie beim Versuch, einen durch Voodoo zum Frosch verzauberten Prinzen mit Hilfe eines Kusses zurückzuverwandeln, lediglich sich selbst zur Froschfrau macht. Daraufhin müssen der adlige Froscherich und die proletarische Fröschin gezwungenermaßen gemeinsam versuchen, bei einer sagenumwobenen Zauberin tief in den Sümpfen den Voodoospruch umkehren zu lassen. „Küss den Frosch" heißt der neue Film aus dem Hause Disney, der morgen in die Kinos kommt. Zum ersten Mal seit längerer Zeit versucht sich das Studio hier wieder an einem handgezeichneten Animationsfilm, also jenem Genre, mit dem Disney seit den 1930er-Jahren zum weltbeherrschenden Entertainmentkonzern aufstieg - das aber seit dem Siegeszug der computergenerierten Animation Anfang dieses Jahrzehnts als visueller Schnee von gestern galt. Dass Disney auf die veränderten Produktions- und Sehgewohnheiten zunächst so langsam und wenig überzeugend reagierte, führte zur größten Krise der Disney-Animationsabteilung seit ihrem Bestehen. Das traditionsreiche Studio in Orlando wurde geschlossen; Disney verkündete, keine weiteren handgezeichneten Filme mehr zu veröffentlichen. Dass dieser Beschluss nicht mehr gilt, habe wir nun gerade John Lasseter zu danken, dem Gründer des 3D-Animationsstudios Pixar („Findet Nemo"). Nach dessen Aufkauf durch Disney wurde Lasseter zum Kreativ-Chef der Trickfilmabteilung ernannt und drängte - gegen alle Erwartungen, unter seiner Ägide würden ausschließlich Computerfilme gepflegt - von Beginn an darauf, die Kunst der Hand-Animation wieder zu beleben. Für „Küss den Frosch" verpflichtete er die Regisseure John Musker und Ron Clements, die in den 80er- und 90er-Jahren „Arielle die Meerjungfrau" und „Aladdin" inszenierten und zuletzt den ästhetisch interessanten, aber leider gefloppten „Der Schatzplanet". Gerade im Vergleich mit dessen kühner Science-Fiction-Ästhetik haben Musker und Clements den Zeichenstil ihres neuen Werks betont konservativ gehalten. Das erwachsene Disney-Publikum soll sich sichtlich zurück in die „goldene Zeit" der 50er-Jahre zurückversetzt fühlen, zu Filmen wie „Susi und Strolch". Von der Norm weichen die Bilder nur in wenigen Sequenzen ab - wenn die Helden im Voodoo-Wahn psychedelische Visionen erleben, erinnert das etwa an die herrlichen Farb- und Formenräusche, wie Ward Kimball sie in den 1940er-Jahren für den Donald-Film „Die drei Caballeros" ersann. Ansonsten herrscht ein vorsichtiger Konservatismus, nicht nur im Zeichenstil, sondern auch bei der Auswahl der Hauptfigur. Was für Disney früher die sprechenden Enten und Mäuse gewesen sind - Leitfiguren und visuelle Erkennungszeichen -, ist seit einem Jahrzehnt die „Prinzessin" geworden. In den märchenhaft gezeichneten Mädchen, die sehnsüchtig ihren Prinzen erwarten, vermählt sich die alte Disney-Ästhetik der Niedlichkeit mit dem regressiven Frauenbild der Nullerjahre; auch lässt sich dieses Figurenmodell mit Kindermode, Kinderschmuck und Kinderparfüms weit lukrativer ausbeuten als die Tierfiguren. In den Themenparks und Tourneeshows („Disney on Ice") wimmelt es vor Prinzessinnen; in „Disney Prinzessin"-Comicheften, Trickserien und Merchandise-Angeboten werden die Prinzessinnen der Disney-Geschichte von Schneewittchen über Cinderella bis Pocahontas zu glitzernd kostümierten Mädchenpaketen zusammengefasst und immer wieder von Neuem verwertet. In diese Reihe passt die neue Prinzessin Tiana perfekt. Dass es sich bei ihr - was im Vorfeld der Veröffentlichung für allerlei Aufsehen sorgte - zum ersten Mal in einem Disney-Film um eine afro- amerikanische Heldin handelt, soll die Aufgeschlossenheit des Konzerns beweisen und überdies neue Zielgruppen erschließen. Besonders viel schwarze Mädchenhaut ist im Verlauf des Films dann allerdings nicht zu sehen: Denn kaum hat man die Figur kennengelernt, hat sie sich, schwuppdiwupp, auch schon zur Fröschin verwandelt und ist nicht mehr schwarz oder weiß, sondern grün. Die einzige afroamerikanische Figur, die den Film ohne Froschverwandlung beherrscht, ist hingegen negativ-sinister besetzt: Der Voodoo-Priester Dr. Facilier erscheint mit kantigen Zügen, glühenden Augen und dem unablässig erzeugten Schadenzauber wie der Prototyp des animalisch-gefährlichen schwarzen Mannes. Noch im ausdrücklichen Versuch, einen emanzipatorischen Familienfilm abzuliefern, fallen die Disney-Drehbuchautoren also wieder in die alten rassistischen Stereotype zurück. Vielleicht sollten sie sich beim nächsten Mal lieber ganz auf lustige Alligatoren mit Trompeten beschränken.

Küss den Frosch - The Princess and the Frog USA 2009. 97 Minuten, Farbe. Regie: John Musker, Ron Clements. Ausführender Produzent: John Lasseter. Art Director: Ian Gooding. Musik: Randy Newman.

Prinzessin

Disney-Prinzessinnen (Kindfrauen mit unerreichbaren Modelmaßen, Kindchenschema, wallendem Haar und Sehnsucht nach der romantischen Liebe) sind die perfekten Schablonen für ein Frauenbild, dass ein Unternehmen wie Walt Disney Pictures in den 2010er Jahren längst überwunden haben sollte.

http://prinzessinnen.disney.de/

Das Dagobert-Duck-Syndrom: Was ist Reichtum heute wert? Immer weniger

Veröffentlicht am Dezember 22, 2009 von Johannes Eber

Um Dagobert Duck zu verstehen, muss man seine Vergangenheit kennen. Muss wissen, was die reichste Ente der Welt getrieben hat, bevor sie sich einen monumentalen Geldspeicher auf dem Hügel vor Entenhausen errichten ließ, um jeden Morgen genüsslich vom Sprungbrett kopfüber ins Talermeer einzutauchen.
Dagobert Duck wurde 1867 im schottischen Glasgow als Sohn einer verarmten Adelsfamilie geboren. An seinem zehnten Geburtstag schenkt ihm sein Vater einen Schuhputzkasten, mit dem verdient er sich seinen ersten Zehner. Als er mit 13 Jahren genug beisammen hat, folgt er seinem Onkel Diethelm nach Amerika. Die Überfahrt verbringt er als Schiffsjunge auf einem Viehtransporter. Nach vielen Höhen und Tiefen wird Dagobert Goldgräber und stößt in Kanada auf eine Goldader. Damit ist die Basis für sein Wirtschaftsimperium gelegt, das ihn 1930 zum Ziel seiner Träume bringt: Er wird die reichste Ente der Welt.
Der US-amerikanische Comictexter und -zeichner Don Rosa beschreibt diese fiktive Lebensgeschichte des Fantastilliardärs in dem Buch „Onkel Dagobert – Sein Leben, seine Milliarden". Es beruht in großen Teilen auf Andeutungen und Indizien zu Dagobert Ducks Leben in den Geschichten von Carl Barks, der die Figur erfand.
Was das Buch interessant macht, ist die beispielhafte Beschreibung jener Motivation, die Menschen das Geld um des Geldes wegen lieben lassen. Menschen, die Reichtum weniger ob seiner materiellen, als seiner immateriellen Vorteile schätzen. Sie wollen Geld besitzen, weil sie Geld besitzen wollen. Sie versprechen sich davon Anerkennung und Sicherheit.
Oft liegt dem Fetisch eine traumatische Kindheitserfahrung zu Grunde. Oft haben diese Menschen Armut mit all ihren Härten erlebt. Die Angst, wieder in die Armut zurückzufallen, treibt sie an. Und ihr Mittel gegen diese Angst ist die Geldhortung. Die gibt ihnen Sicherheit. Sie könnten, wenn sie wollten, jederzeit alles kaufen. Aber sie leisten sich nichts. Gar nichts. Sie klammern sich lieber an ihr Geld. Das beruhigt sie.
Geld ist eine optimale Projektionsfläche. Weil es nichts ist als ein Stück bedrucktes Papier, aber man fast alles mit ihm bekommen kann. Es macht seinen Inhaber mächtig, so mächtig, dass man ihm teure Uhren aushändigt, er Luxusreisen antreten kann, ja sogar Frauen und Männer ihm gefügig werden. Lediglich genug dieser Papierstücke muss man besitzen.
„Das Geld ist vielen Menschen, darunter auch manchen Ökonomen, seit jeher suspekt", schreibt Wirtschaftsprofessor Ulrich van Suntum in seinem lesenswerten Buch „Die unsichtbare Hand". Geld verkörpere einen Wert, obwohl es von seinem Stoffgehalt her völlig wertlos sei. „Einen Geldschein kann man offenbar weder essen noch sonstwie sinnvoll verwenden, außer vielleicht als Brennmaterial."
Entstanden ist das Papiergeld aus reiner Notwendigkeit. Als man nämlich im 17. Jahrhundert dazu überging, größere Zahlungen nicht mehr in Form von Goldtransporten zu leisten. Die Transporte waren teuer und wurden häufig ausgeraubt. Stattdessen hinterlegte man das Gold in einer Bank, die darüber einen Beleg aushändigte. Dieser Beleg konnte dann bei einer anderen Bank wieder in Gold eingetauscht werden. Dies war die Geburtsstunde der Banknote. So genannte Zettelbanken entstanden, eine der ersten war die Bank von Amsterdam im Jahre 1609.
Im Vergleich zu Banknoten gibt es Geld bereits viel länger. Salz hat schon als Geld gedient, Muscheln und natürlich Gold. Alles was knapp, haltbar, halbwegs standardisierbar und gut zu handhaben ist, hat das Potenzial zum Geld. Drei Bedingungen müssen erfüllt sein: Es muss als Recheneinheit anerkannt sein, als Wertaufbewahrungsmittel taugen und als Zahlungsmittel allgemeine Verwendung finden.
Recheneinheit, Wertaufbewahrungs- und Tauschmittel – an der Definition von Geld zeigt sich dessen Nutzen:
Geld hilft beim Vergleichen (Das Essen in der Kneipe um die Ecke ist günstiger als beim schicken Griechen).
Geld taugt zum Vermögensaufbau (Wenn das Sparschwein lang genug gefüttert ist, kann davon ein Gebrauchtwagen gekauft werden).
Geld erleichtert den Einkauf (Mit der gleichen Banknote kann sowohl das Brot beim Bäcker als auch die Pizza beim Italiener bezahlt werden).
Nicht zur Definition von Geld gehört, dass es um seiner selbst Willen nützlich sei. Für die Dagobert Ducks dieser Welt ist es dies aber. Weil der Besitz von Geld sie in vermeintlicher Sicherheit wiegt. Als sei, wer genug Geld besitzt, gegen alle Gefahren des Lebens gefeit.
Die Liebe zum Geld wird häufig noch aus einem zweiten Grund gefördert: Geld erhöht den Status. Wer reich ist, gewinnt an gesellschaftlicher Akzeptanz. Warum das so ist? Reichtum nutzt meist nicht nur jenen, die bereits reich sind. Der Reiche fördert durch seine Steuern, aber auch durch seine Geschäfte, den Wohlstand der anderen mit.
Deshalb wird ein solches (Arbeits-)verhalten von der Gesellschaft wertgeschätzt. Gerade in armen Volkswirtschaften (zum Beispiel Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg) gilt wer viel arbeitet als integer. Schon immer war die Moral das Mittel der Gesellschaft, ihre Ziele gegenüber abweichenden Einzelinteressen (zum Beispiel faul sein) durchzusetzen.
Hinzu kommt: In unvermögenden Volkswirtschaften gilt der Reiche als Vorbild. Wenn er es geschafft hat, kann ich es auch schaffen, so die Hoffnung jener, die zu den Reichen aufschauen, um von ihrem Verhalten zu lernen.
Doch die immateriellen Gründe der Vermögensmehrung fallen in entwickelten Volkswirtschaften zunehmend weg. Weil erstens die Erfahrung von Armut kaum einer mehr macht: Wer immer genug zu Essen hat, der wird Geld nicht krankhaft horten. Und weil zweitens Reiche in wohlhabenden Gesellschaften weniger Bewunderung und Anerkennung erfahren. Denn wer im Überfluss aufgewachsen ist, wird sich Reiche, nur weil sie reich sind, kaum zum Vorbild nehmen; und eine Gesellschaft, die nicht mehr um ihr Überleben kämpfen muss, wird jene Mitbürger, die durch ihren Reichtum der Gemeinschaft helfen, weniger goutieren.
Die Folge: Reichtum verliert an Wert, nämlich seinen immateriellen. Der Wert reduziert sich in der Wohlstandsgesellschaft auf seinen eigentlichen, nämlich den materiellen. Reiche wohnen in schöneren Häusern, fahren schnellere und sicherere Autos und wenn sie im Krankenhaus landen, operiert sie der Chefarzt.
Dagobert Duck würde für all das keinen Kreuzer ausgeben. Auch nicht für den Chefarzt. Obwohl Dagobert Duck mittlerweile das ein oder andere Wehwehchen haben dürfte. Immerhin ist der Mann mit dem Backenbart und dem roten Gehrock bereits 142 Jahre alt.

www.pixeloekonom.de

Karl Marx

Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung

Geschrieben Ende 1843 -